



BÜCHERGILDE  
unterwegs

Die Reise-Reihe  
gegen Fernweh

Herausgegeben und  
mit einem Vorwort  
von Julia Finkernagel

Sybille Bedford

# Am liebsten nach Süden

Unterwegs in Europa

Aus dem Englischen von  
Matthias Fienbork

Büchergilde Gutenberg

Übersetzung des Gedichts von Arthur Rimbaud (S. 100)  
aus dem Französischen von Thomas Eichhorn. Abdruck mit freundlicher  
Genehmigung der Rimbaud-Verlagsgesellschaft.

Lizenz Ausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg  
1. Auflage 2022

Mit freundlicher Genehmigung des SchirmerGraf Verlags, München

© dieser Zusammenstellung: 2003 by Sybille Bedford

© 1954, 1959, 1961, 1964, 1966, 1968, 1979, 2001 by

Sybille Bedford

© der deutschsprachigen Ausgabe:

SchirmerGraf Verlag, München 2008

© dieser Ausgabe: Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,  
Frankfurt am Main, Wien und Zürich, 2022

Alle Rechte vorbehalten.

[www.buechergilde.de](http://www.buechergilde.de)

Einbandgestaltung: Clara Scheffler  
unter Verwendung des Motivs *Insel Capri* © Gerd Eichmann, 1986

Gesetzt aus der Berthold Caslon

Satz: Uwe Steffen, München

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7379-9

*Für Lesley  
von ihrem nervösen Fahrgast*



## *Inhalt*

<i>Vorwort von Julia Finkernagel</i>	9
<i>Eine Heimkehr</i>	
Capri 1948	15
<i>Die Kunst des Reisens</i>	
Frankreich und Italien 1961	27
<i>Sommerliche Wochen zwischen Genf und Luzern</i>	
Schweiz 1953	85
<i>Porträtskizze eines Landes</i>	
Dänemark 1962	119
<i>Portugiesische Impressionen</i>	
1958	137
<i>La Vie de Château</i>	
Unterwegs im Bordelais 1978	151
<i>Eine Jugoslawienreise</i>	
1965	171
<i>Venedig im Winter</i>	
1967	213





## Vorwort

*von Julia Finkernagel*

Sybille Bedford – wie beneidenswert ist bitteschön diese Frau: Selbstständig reist sie herum, tafelt auf wunderbar gepflegten Schlossterrassen und in feinen Restaurants, gibt ausschweifend damit an und wird dafür auch noch bezahlt! Ein absoluter Traumjob. Der mir ein bisschen vertraut ist (obwohl das mit dem Essen auf meinen Reisen oft wesentlich bescheidener ausfällt) und mir diese wunderbare Autorin unheimlich nahebringt. So nah, als säße ich neben ihr im Auto, das sie durch Europa steuert, von London aus immer wieder Richtung Süden. Aus irgendeinem Grund gilt auch Dänemark für Sybille Bedford als südliches Reiseziel – wollen wir da nicht allzu streng sein und nehmen wir's als Freiheit der genussgetriebenen Autorin.

Im Auftrag großer Hochglanzmagazine kurvt die nach England ausgewanderte Berliner Schriftstellerin zwischen 1948 und 1978 immer wieder mit dem Auto durch Frankreich, Portugal, die Schweiz, Dänemark, Italien und Jugoslawien. Dort trinkt sie sich durch die besten Tropfen der einheimischen Wein-

güter und futtert sich mit einer solchen Hingabe durch die Menüs der lokalen Restaurants, dass man (ich) wirklich nur neidisch werden kann. Als bekennender *Foodie* hänge ich an Sybille Bedfords Lippen, sitze aufgeregt und leicht angeschickert mit ihr beim Essen und staune über ihre unverschämt üppigen Bestellungen. Ich selbst schaffe maximal drei kleine Gänge und ein Gläschen Wein. Aber Sybille? Die wird nach einem Aperitif, einer halben Flasche Weißwein und zwei Vorspeisen *mit* Brot überhaupt erst warm.

Ich *liebe* es, wenn Menschen gerne essen. Und ich *liebe* es, wenn Speisen und Getränke so präzise und verlockend beschrieben werden, dass man sie förmlich schmecken kann. Und das, ohne betrunken zu werden und ohne ein Gramm zuzunehmen – deshalb lese ich auch so gerne die Etiketten auf der Rückseite von Weinflaschen und Rezeptbücher aller Art. Sybilles gustatorische und olfaktorische Fabulierkunst ist ein Feuerwerk der Sinnlichkeit. Ich sage es daher gleich vorab: Diese Lehnstuhlreise ist ordentlich appetitanregend. Wer kein Genussmensch ist: nicht weiterlesen.

Sybille Bedford ist eng mit Aldous Huxley, den Mann-Geschwistern Erika und Klaus und der verwegenen Kriegsreporterin Martha Gellhorn befreundet (letz-

tere beschreibt sie liebevoll als strahlenden »Tausend-fünfhundert-Watt-Kronleuchter«) – und sie hat das unverschämte Glück, ihr Hobby zum Beruf gemacht zu haben. Überhaupt hat Bedfords Leben nach einer vielleicht nicht ganz so erfüllten Kindheit und Jugend viele gute Wendungen genommen. Nicht zuletzt der Coup, als Frauen liebende Frau einen ebenfalls homosexuellen englischen Ehemann zu finden und mit ihm eine Freundschafts-Ehe einzugehen, was ihr einen britischen Pass beschert und sie vor einer Internierung durch die Nazis bewahrt. Es scheint, dass Bedford aus sämtlichen Zitronen, die ihr das Leben zwischen zwei Weltkriegen in Europa auf den Kopf hat fallen lassen (als Trennungskind, frühe Halbwaise und sapphisch liebende Deutsche mit jüdischen Vorfahren), kurzerhand Limonade gemacht hat. Eine raffinierte natürlich, mit geformten Eiswürfeln, vielleicht einem Schuss Wermut oder einem exquisiten Weißwein, den Glasrand mit Zeste und Minze hübsch verziert. Eine Gourmetlimonade eben – so ist Sybille Bedford gestrickt.

Also reise ich mit ihr durch verschiedenste kulinarische Welten und probiere alles, was auf meinem Teller und in meinem Glas landet, so wie es mir als Kind beigebracht wurde. Zwischendurch gehen wir wandern, baden in Flüssen, sitzen auf sonnenbeschiene- nen Plätzen und plaudern mit Fremden. Wir versu-

chen im Austausch mit den Einheimischen ihre Gemüter, ihre Mentalität, ihre zu Brauchtum gewordenen Weltanschauungen zu verstehen und das Wesen eines Landes über seine Kultur zu erfassen.

Und keine Sorge, es geht nicht nur ums Essen. Sybille Bedford philosophiert (beim Reisen) über das Reisen. Amüsant beschreibt sie, wie sich das reisende Unterwegssein im Laufe der Jahrzehnte verändert hat – von den Strapazen des Entdecker- und Abenteurertums über die (nun auch wieder anstrengenden) Verpflichtungen, die eine Kreuzfahrt oder ein Besuch des Speisewagens mit sich bringen, bis hin zum Durchbruch: der Revolution, mit dem *eigenen* Auto selig dahin zu cruisen. Und das praktiziert Sybille Bedford nun mit Wonne.

Ihre Betrachtungen der Menschen, die sie in Europa so gastfreundlich bewirten, stecken voller ehrlicher Freundlichkeit und respektvoller, durchaus treffgenauer Beobachtung. Sie tut es augenzwinkernd und bringt auch mich damit zum Schmunzeln. Gut gesagt!, ist doch so, huscht es mir beim Lesen durch den Sinn. Sie besitzt diese feine Ausgewogenheit von Humor und Achtung, die auch eine gute Soße ausmacht. Nichts schmeckt vor, nichts ist plump oder biedert sich an. Als Autorin beobachtet und beschreibt sie die kleinen Eigenheiten ihrer internationalen Gastgeberchar präzis und dennoch

liebevoll – sie hat schlicht große Freude an dem, was sie tut, und steckt damit ihr Lesepublikum wunderbar an.

Sybille Bedfords Berichte über ihre Begeisterung für das Reisen, den Genuss und die Freundschaft strözen vor Lebensfreude – ach, wie gerne wäre ich nur einmal *wirklich* mit ihr unterwegs gewesen. Das wäre ein Fest geworden.

Jedenfalls sind Sie nach der Lektüre dieses Buches unweigerlich mit der Frage konfrontiert, welches Bedürfnis Sie denn zuerst stillen möchten: die Reiselust oder einen aus dem Nichts gekommenen, unglaublich großen Appetit.

Sybille Bedford würde raten: beides. Ich schließe mich an.



# *Eine Heimkehr*

*Capri 1948*





DAS SCHIFF AUS NEAPEL legte pünktlich an. Die Überfahrt – es war Mai – war nicht allzu schlimm gewesen. Leichtfüßig ging man an Land, bestieg den *funicolare* und trat nach kurzer, langsamer Bergfahrt hinaus auf die Piazza, die noch warm in der früh-abendlichen Sonne lag.

Ich war begeistert. Damals, im Jahr 1948, glich jede Rückkehr einem Wunder. Man empfand ein berauschesendes Gefühl von Freiheit, Wiederentdeckung, Neubeginn: Europa, das so lange in Agonie und Chaos versunken war, das uns verloren schien, vielleicht für immer, rappelte sich allmählich wieder auf. Ich hatte – ein großes Privileg – den Winter in Italien verbracht, erst Venedig, dann Florenz, und wohnte nun recht abenteuerlich in einem stillen Hotel in Rom. Die Nacht zuvor war ich aufgeblieben (jede Stunde war kostbar) und dann am frühen Morgen in einem mir anvertrauten Auto, Gedichte vor mich hin singend, in Richtung Süden losgefahren. Am Vormittag, auf der kaum befahrenen Straße (legal gab es damals nur sehr wenig Benzin), kämpfte ich gegen die Müdigkeit an, bis es irgendwann gewal-

tig rumpelte, sodass ich aufschreckte und, halb von der Straße abgekommen, das Steuer gerade noch herumreißen konnte. Erschrocken hielt ich an: Fast wäre ich im Straßengraben gelandet, an einem Kilometerstein, einem Baum. Wie aus dem Nichts kamen Frauen, »Mamma mia!« rufend, von einem Feld herbeigelaufen. Ich machte mich auf das Schlimmste gefasst, als ich ausstieg, um den Schaden zu inspizieren, aber nein – keine Beule, kein verbogener Kotflügel, kein geplatzter Reifen; der arme alte Morris schien unversehrt. Nur bei der Lenkung hatte ich meine Zweifel, während ich weiterfuhr, nunmehr langsam, vorsichtig und zerknirscht, entsetzt über meine Verantwortungslosigkeit. Es war schließlich nicht mein Auto. Von insgesamt zweihundertfünfzig Kilometern lagen hundertvierzig noch vor mir. Es sah nach einer langen Strecke aus. Die morgendliche Spritztour hatte sich in eine langsame, heiße, sorgenvolle Fahrt verwandelt.

Schließlich kam ich an. Ich ließ das Auto, wie verabredet, in einer Werkstatt stehen, die – soweit das in Neapel überhaupt möglich ist – als eine der nicht ganz so betrügerischen galt, und bat darum, die Lenkung zu überprüfen und nötigenfalls zu reparieren (Rechnung an mich). Anschließend, beim Mittagessen mit einem Bekannten, dem jungen britischen Vizekonsul, erholte ich mich wieder. Constantine FitzGibbon war auch dabei und Theodora – alle

waren wir erfüllt von dieser Nachkriegsfreude, da zu sein, und am Ende hätte ich das Schiff nach Capri beinahe verpasst.

Beim Abschied gab Constantine mir eine Tablette mit, die er, wie er sagte, von einem deutschen Offizier bekommen hatte, den er während der Kämpfe in Italien gefangengenommen hatte. Es war eine ziemlich große, inzwischen schon etwas klebrige Kapsel, mit der man angeblich achtundvierzig Stunden oder noch länger (ohne Schlaf) wach und einsatzfähig blieb. Constantine nahm wohl an, dass sie mir im Laufe des Tages noch gute Dienste leisten würde (ich hatte ihm erzählt, wem ich unter die Augen treten würde). Meine Unbekümmertheit war wieder da: Ich nahm die Pille, wickelte sie in ein Papiertaschentuch und steckte sie ein.

Und nun also Capri. Die Insel sah unverändert aus. Das Bemerkenswerte am Krieg war, dass dort, wo er nicht zerstört, er alles konserviert hatte. Krater und Ruinen, ja, aber keine neuen Auswüchse, noch nicht; fünfeinhalb Jahre hatten sich die Bauunternehmer zurückhalten müssen. Und auf der Piazza hatte sich die übliche Menschenmenge eingefunden, Einheimische und Touristen, die die Ankunft des Schiffes beobachteten und auf die Passagiere warteten. Zu meiner Überraschung und großen Freude sah ich Martha Gellhorn. Ich wusste nicht, dass sie mich abholen würde.